

# Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Zurück zur Scholle.

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Moriz Gassel beugte sich zu Hedwig hinüber, und er drückte die Hand besonders zärtlich. Hedwig wurde rot. Beide schwiegen plötzlich. Sie saßen einander so nahe, daß ihre blonden Stirnhärchen seinen Hutrand berührten.

Dieses Bild erpächte Thomas Hauschild, der eben vom Sorwerf kam, und die Eifersucht trieb ihn herbei.

„Guten Abend!“ sprach er, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Wissen Sie schon das Neueste? Nächsten Sonntag haben wir Wahlversammlung. Der Graf hat sich angemeldet. Und unser Baron wird den Vorsitz übernehmen. Er wollte zuerst nicht, aber er hat sich von Papa Knorred breitreben lassen. Wird ganz amüßant werden, die Sulitscher schiden den Klempler Prutschel. Der kann reden und das Maul aufreißen.“

„Wer ist denn das?“ fragte Moriz Gassel neugierig. „Der Sozi!“ lachte der Gehilfe. „Wird aber nichts erreichen mit seinem Geschrei. Kommen Sie auch hin?“

„Lust hätte ich schon,“ meinte Moriz Gassel. „Aber ich hab da eigentlich nichts zu suchen. Ich bin noch nicht fünf- undzwanzig.“

„Was macht das aus?“ lachte Thomas Hauschild. „Ich auch nicht. Das ist eine öffentliche Versammlung. Ich bin freisinnig.“

„Sie dürfen ja nicht wählen!“

„Diesmal nicht, aber das nächste Mal.“

Da erhob sich Hedwig, weil die Mutter nach ihr rief, und Moriz Gassel empfahl sich.

Am nächsten Sonntag, kurz nach der Vesper, füllte sich die breite Gaststube des Kretschams bis auf den letzten Platz. Auf dem Tische lagen Aufrufe der verschiedenen Parteien. Die konservativen Programme hatte August Knorred von Daniel Spuppach verteilen lassen, der dabei ein sehr pffissiges Gesicht machte, weil er in der Tasche schon den polnischen Wahlzettel hatte; Christian Reuschel, der Windmüller, erschien mit den Anpreisungen des freisinnigen Kandidaten, eines Justizrats aus Jauer, und Klemplermeister Prutschel aus Sulitsch, ein kleiner, lebhafter Mann mit einem langen schwarzen Bart, agitierte von Tisch zu Tisch mit eindringlichen Worten für seinen internationalen Genossen, einen Zigarrenmacher aus Breslau. August Knorred, der am Vorstandstisch auf den Herrn Baron wartete, hätte den Klemplermeister am liebsten an die Lust gesetzt. Aber es ging leider nicht, denn es war eine öffentliche Versammlung. Franz Wiegestl, der Gastwirt, beobachtete eine wohlthuende Neutralität und versorgte alle Parteien, die sich nach Tischen und Stubeneden absonderten, aus einem Bierfasse. Die Katholiken saßen beim Ofen, verhielten sich ruhig und waren längst

einig. Bei Christian Reuschel ging es am lebhaftesten her. Er schimpfte auf die Konservativen und auf die Sozis und behauptete fortwährend, er sei liberal. Der Klemplermeister aus Sulitsch dagegen verhielt sich ruhig, um sein Pulver nicht vor der Zeit zu verschießen. Niemand wollte neben ihm Platz nehmen. Fürchtgott Frittscher saß ihm am nächsten, aber der hatte schon wieder das graue Glend und zählte nicht mit. Die Masse der Bauern verhielt sich stumm, war in sich geschlossen und wartete auf den Grafen, der den Wahlkreis schon fünfzehn Jahre vertreten hatte. Endlich erschien Fritz von Winkelberg und nahm bei seinem Inspektor Platz. Thomas Hauschild und Moriz Gassel standen in der Tür zum Nebenzimmer und unterhielten sich leise. Immer mehr Männer strömten in das Kretscham und suchten sich einen Stuhl. Jetzt bekam sogar der Klemplermeister nähere Nachbarchaft. Von allen umliegenden Kolonien erschienen die wahlberechtigten Staatsbürger im Sonntagsgrod, um sich über die vergangenen und zukünftigen Wege der hohen Politik Aufklärung zu verschaffen.

Der Herr Graf aber ließ auf sich warten. Und als dann eine leichte Kalesche vor das Kretscham rollte, stieg sein Vertreter heraus, ein sehr feudaler Herr aus dem konservativen Wahlkomitee. Er stellte sich dem Brißlawer Baron vor und behauptete, mit ihm entfernt verwandt zu sein. Fritz von Winkelberg bedauerte, sich nicht entsinnen zu können, und dachte an seine liebe Stiefmutter. Er drückte mehrmals auf den Knopf der Tischglocke und eröffnete die Versammlung. Der Vertreter des Grafen entledigte sich seiner patriotischen Schlagworte, die aus der Rüstkammer des Bundes der deutschen Landwirte stammten, mit großer Geschicklichkeit, der man die reiche Uebung anmerkte. Dann sagte Christian Reuschel sein Sprüchlein herunter. Und endlich legte der Sulitscher Klemplermeister los. Und wie konnte der reden! Die Bauern machten lange Hälse und nickten hin und wieder. Da war einer, der das schlechte Leben von Grund aus verbessern wollte. Schlaun paßte er sein Programm den ländlichen Verhältnissen an, ließ vor allen Dingen die böse Verstaatlichung des Grundbesitzes fort, wofür die Bauern noch kein Verständnis haben konnten, und rüddte dem konservativen Herrn mit scharfen Streichen auf den Leib. Die Bauern hörten das gerne, August Knorred aber ballte die Fäuste unter dem Tisch. Fritz von Winkelberg machte keine Miene, dem frechen Klempler das Wort zu entziehen, hörte vielmehr interessiert zu. Der konservative Herr verteidigte sich kräftig und ließ sich sogar zu einer herzhaften Grobheit hinreißen. Doch damit konnte Klempler Prutschel auch dienen. Und die Bauern hatten ihren Spaß daran. Der Baron drückte auf die Glocke und fragte, ob sich noch jemand zum Worte meldete. Christian Reuschel ergriff die Gelegenheit, noch einmal für seinen Justizrat einzutreten, der vor allen Dingen dem Landwirt helfen wollte. August Knorred räusperte sich laut, doch der Baron ließ nicht von seiner Unparteilichkeit. Der konservative Redner zupfte nervös an seinem Schmirrbart herum.

„Wünscht noch jemand das Wort?“ fragte Fritsch von Winkelberg.

„Ich!“ schrie plötzlich Fürchtegott Fritsch und stand auf. Aber er mußte sich an der Tischkante festhalten, denn er hatte schon etwas das Gleichgewicht verloren. Die Bauern machten einen Rumor, einige wollten Fürchtegott Fritsch hören, andere rieten ihm, er solle sich hinsetzen und das Maul halten. Doch er ließ nicht locker.

„Herr Fritsch hat das Wort!“ sprach der Baron.

„Ich dank schön!“ rief er und schlug mit dem Fläschchen auf die Tischplatte.

Seine Augen flackerten unstill, er fuhr mit der Hand durch die Luft, als wollte er Mücken fangen, brühte den Kehlkopf zusammen und stieß mit seiner harten, kratzigen Stimme heraus: „Die großen Herren, ja, das sind die großen Herren. Die taugen alle nichts. Wir sind die kleinen Leute. Uns wird das Fell über die Ohren gezogen. Wir müssen die Steuern bezahlen. Das Hemd reißt sie uns vom Leibe, die großen Herren. Fünf Jahre kennen sie uns nicht, aber wenn wir sie wählen sollen, dann sind wir gut genug dazu. Unser Baron ist nicht so, beileibe nicht, das ist ein guter Mann, der ist nicht hochmütig. Aber die andern taugen nichts, gar nichts. Und der Herr Graf sitzt an seinem Tisch und isst von goldenen Tellern und trinkt Schlampagner. Ich kann mir das nicht leisten. Ich muß Schnaps kaufen, weil ich ein armer Mann bin. Und was sollen wir mit dem Justizrat aus Pauer. Die Leute vom Gericht, das sind die schlimmsten. Kommt einer mit einem großen Geldsack, der kriegt recht. Wir kleinen Leute müssen mit langer Nase abziehen.“

„Nähr dich aus!“ rief ihm Franz Wiegelt zu, denn lange Reden waren dem Durst der Zuhörer nicht förderlich.

„Ich hab's Wort!“ schrie Fürchtegott Fritsch gereizt. „Und wenn ich rede, da rede ich eben. Und ich für meinen Teil, ich wähl den Breslauer Zigarrenarbeiter!“

Damit setzte er sich, und der Suliticher Klempner brühte ihm die Hand. Die Bauern, besonders die kleineren und kleinsten Besitzer neigten in ihren Ansichten offen zu Fürchtegott Fritsch, wenn sie auch den Gedanken, dem roten Manne aus Breslau die Stimme zu geben, weit von sich wegshoben. Der Vertreter des Grafen wurde unruhig und beugte sich zu Fritsch von Winkelberg hinüber.

„Herr Baron!“ sprach er drängend, „es wäre gut, wenn Sie jetzt in einem Schlusswort die Leute an ihre patriotischen Pflichten erinnerten.“

Auch August Knorred war dieser Meinung, um den Eindruck der Fritsch'schen Rede zu verweisen. Fritsch von Winkelberg erhob sich endlich. Es wurde mäusestill.

„Meine Herren!“ rief er mit seiner schönen, klaren Stimme. „Ich empfehle Ihnen keinen Kandidaten, denn ich achte jede ehrliche Meinung. Wir erfreuen uns eines geheimen Wahlrechts. Das ermöglicht jedem Wähler, seine innerste Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen. Und das allein ist das Wesentliche.“

August Knorred wurde bleich. Der Vertreter des Grafen wurde brandrot. Unter den Bauern erhob sich ein beifälliges Gemurmel. Christian Reuschel benutzte die günstige Gelegenheit, sprang auf den Stuhl, schwenkte das Bierseidel und brachte ein Hoch auf den Baron aus. Doch der war draußen, bevor es zu Ende war. Der konservative Herr rollte mit seiner Kalesche nach Guhre hinüber, wo er noch eine Abendversammlung zu bearbeiten hatte. Seine Laune war die denkbar schlechteste. August Knorred schritt gesenkten Kopfes heim und sprach kein Wort. Die Bauern aber blieben sitzen, tranken auf ihren Baron, lärmten bis in die späte Nacht und freuten sich über das Schauspiel, das Christian Reuschel und der Klempner Prutschel aus Sulitich aufführten. Die gankten sich nämlich, bis der Luschelauer Gen darm erschien, Feierabend kommandierte und Franz Wiegelt wegen Uebertretung der Polizeistunde notierte. Es war nämlich schon nach Mitternacht.

Drei Tage später fand August Knorred mitten auf dem Gutshofe fünf polnische Wahlzettel. Das brachte ihn in Wut. Keiner der Diensteute wollte sie verloren haben. Er zeigte sie dem Baron, der die Erregung seines Inspektors unbegreiflich fand. Auch Thomas Hauschild sah diese Sache ruhiger an.

„Die Polacken bring ich auf den Schub!“ schwur August Knorred. „Wenn erst die Ernte vorbei ist.“

Wierzehn Tage nach der Wählerversammlung war die Wahl. Franz Wiegelt saß hinter der großen Suppenterrine,

die die Wafurne vorstellen sollte, und Moritz Gassel, der Gemeinbeschreiber, notierte die abgegebenen Stimmen in der Liste. Am Abend wurden die Stimmen gezählt. Von einhundertsechzig Wahlberechtigten hatten siebenundneunzig ihre Stimmen abgegeben. Davon waren achtunddreißig konservativ, vierzehn freisinnig, neunundzwanzig zentrumsfreundlich, sechs polnisch, drei sozialdemokratisch und sieben zerplittert. Die lauteten auf Baron Fritsch v. Winkelberg. Eine Stichwahl wurde nicht nötig. Der konservative Graf überholte seine Gegner weit um die Hälfte. Fritsch von Winkelberg hatte sich der Wahl enthalten.

Als das Getreide blühte und der laue Westwind den Pollenstaub in dichten Schwaden über die Felder trieb, bekam Moritz Gassel noch zwei Nachschwärme. Sie stiegen wieder während der Schulzeit. Am Nachmittag kam August Knorred und sprach mit ihm über den Ausfall der Wahl. Man merkte ihm an, daß er einen Menschen suchte, mit dem er offen und frei über diese Dinge reden konnte. Moritz Gassel glaubte, den Baron in Schutz nehmen zu müssen.

„Was wollen Sie?“ erwiderte er dem Inspektor. „Das alles unterschreib ich Wort für Wort. Was er gesagt hat, war richtig!“

„Richtig wohl!“ gab August Knorred zu. „Aber er hätte es nicht sagen sollen!“

XIV.

Das gab dieses Jahr ein Heuwetter, daß August Knorred das Herz im Leibe lachte. Mit Ausnahme von zwei Gewittern, die schnell kamen und schnell ausgetobt hatten, ließ sich vierzehn Tage lang kein Wölkchen am Himmel sehen. Unter den sengenden Strahlen der Sonne reifte das Getreide, und die viereckigen Feldersteden färbten sich gelb. Nur die Kartoffeln, die Rüben und der Alee verharrten bei dem dunklen, saftigen Grün. Hier mühte sich die Sonne vergeblich.

In dieser Zeit starb Fürchtegott Fritsch's Frau, die sieben Jahre fest auf ihrem Krankenbette gelegen hatte. Zuletzt hatte es sich ihr auf die Lunge geschlagen. Den Winter hatte sie wohl überstanden, aber die Hitze des Sommers raffte sie hinweg. Der Atem setzte aus, und ihr Herz stand still. Jeder gönnte ihr die Erlösung. Nur Fürchtegott Fritsch griff es tiefer. Drei Tage war er nicht von der Fläche wegzubringen. Dann war das Begräbnis. Man trug sie in der Frühe auf den Friedhof bei der Kirche, wo die Toten ohne Unterschied der Konfession beerdigt wurden. Der Luschelauer Pastor sprach einige Worte, und Moritz Gassel sang mit seinen Kindern ein paar Chorälverse.

Fürchtegott Fritsch wußte nur einen Trost. Denn kaum hatte er seine Frau zu Grabe geleitet, so legte sich seine betagte Mutter, die ihm bisher in der Wirtschaft geholfen hatte, ins Bett. Die alten Füße wollten nicht mehr. Ein Unglück kommt selten allein! Jetzt ließ Fürchtegott Fritsch alles laufen, wie es wollte. Zu helfen war ihm nicht. Und das Heu, das er noch geschnitten hatte, wäre verkauft, wenn sich die Nachbarn nicht erbarmt hätten. Denn nach dem Heuwetter kam ein Landregen, der neun Tage anhielt.

August Knorred nickte befriedigt. Was jetzt herunterkam, machte keinen Schaden. Am vierten Tage brachte der alte Abraham die Erntearbeiter. Wieder waren es Polen aus Abelnau und weiter her. Der Inspektor fürchtete mit den Zähnen und behielt sie. Nach der Ernte wollte er sie schon wieder auf den Schub bringen, und die andern polnischen Diensteute mit. Der alte Abraham war damit einverstanden. Nach der Ernte konnte er deutsche Arbeiter leichter austreiben. Am letzten Regentage ratterten zwei furchterregende Ungetüme von der Chaussee heraus, ein eisernes, schwarzes, rundes und ein vierlantiges, rotes, hölzernes: die Lokomotive und die Dreschmaschine. August Knorred ließ sie auf dem Hofe einmal zur Probe laufen, untersuchte sie sorgfältig und nahm sie ab. Ein Maschinist war mitgekommen und blieb da.

(Fortsetzung folgt.)

**In Flugzeug und Auto.**

Eine Kriegs-Skizze von Hermann Dreßler, Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

Der Brigadeführer trat seit einer Viertelstunde nervös von einem Bein aufs andere und brachte das Glas kaum einmal einen Moment von den Augen.

Er sollte je nach der Zahl der feindlichen Streitkräfte sofort angreifen oder Verstärkung erwarten.

Er hatte zwei Pfleger ausgesandt, welche die feindlichen Stellungen übersähen sollten und die Stärke der der deutschen Linie gegenüberliegenden Truppenmassen erkundeten.

Es war eine äußerst exponierte Stellung, die der Kommandeur hier in dem waldigen Gelände auf feindlichem Boden zu halten hatte. Die dichten Wälder gestatteten dem Feinde zu leicht, seine wahre Truppenmacht zu verdecken und Bewegungen zu verschleiern.

So hatten die beiden Flieger gemeinsamen Befehl erhalten, möglichst tief herabzugehen und eine Täuschung durch den Feind zu bereiten.

Wo sie nur bleiben mochten!

Sie mußten doch eigentlich längst zurück sein.

Wieder hoben der Kommandeur und seine Offiziere die Gläser und suchten den Horizont ab.

Da erschien plötzlich im Blickfelde ein grauer Punkt, der sich unscheinbar gegen den Himmel abhob.

Nach einer kurzen Spanne Zeit hatten die Herren vom Stabe festgestellt, daß sich der Punkt bewege und vergrößere.

„Das ist einer von unsern zwei Piloten!“ sagte der Kommandeur.

„Nun, wir werden ja sehen!“

Die Offiziere verfolgten den Flug des Piloten mit gespanntester Aufmerksamkeit. Das Pünktchen wuchs und kam in raschem Fluge näher. Noch eine Viertelstunde in dem Tempo, und er mußte herab sein!

„Donnerwetter! Der führt seinen Auftrag aber schneidig aus!“ meinte einer der Beobachter.

„Ja, er geht riesig tief!“ ein anderer.

Plötzlich wurden rings um den Flieger weiße Wattepilze sichtbar, die wie aus dem Aether aufzuschließen schienen.

„Sie beschießen ihn mit Schrapnell!“

Lange, weißgraue Flugstreifen streckten ihre gebogenen Finger von allen Seiten hinauf zum Firmament, als wollten sie den kühnen Flieger mit ihren Krallen waden und zur Erde herabsetzen.

„Er hält ebenen Kurs, steuert seine Maschine auch nicht einen Meter höher!“

Mit vermehrter Festigkeit bestien jetzt die Geschütze von unten gegen ihn an.

Der Kommandeur wurde nervös.

„Wenn er nur durch diese Feuerhölle hindurchkommt!“

Man erkannte jetzt schon durch das Glas die weitklasternenden Schwingen des deutschen Vogels.

Der Offiziers-Pilot schien seine Maschine mit höchster Kraft arbeiten zu lassen. Er schoß wieilschnell dahin.

Da auf einmal sahen seine Kameraden, wie der Greif unsicher wurde und zu schwanken begann.

Einige Augenblicke wackte ihr Herzschlag, nicht bloß des gefährdeten Lebens ihres Kameraden wegen, sondern sie waren sich auch alle dessen bewußt, was von der Nachricht abhing, die jener Tapfere bei sich trug.

Durch das Glas erkannten sie, daß das Schwanzsteuer sich fast senkrecht zur Erde stellte und die Maschine steil aufrecht flog.

Ein Aufsatzen ging durch ihre Reihen.

„Er sucht Höhe zu gewinnen, um im Gleitflug bis an unsere Vorposten zu gelangen.“

Die Offiziere hatten recht.

Der Flieger hatte heftiges Schrapnell- und Maschinengewehrfeuer erhalten. Eine Kugel mußte ihm quer in den Benzinbehälter eingeschlagen sein, den in dem kuppelförmigen Bassin Kasse ein schräger, länglicher Riß, aus dessen Öffnung das Benzin in dünnem Strahl heraus zur Tiefe schoß.

Mit Geistesgegenwart hatte er erkannt, daß er den Rest des Betriebsstoffes verwenden mußte, um höher zu steigen, um sich dann möglichst lange im Gleitflug halten zu können.

Sein Brennstoff war dagegen schneller ausgeflossen als er befürchtet hatte.

Der Motor lief plötzlich leer, setzte schließlich ganz aus und die Maschine ließ den Führer ihre Schwere spüren. Ehe die erforderliche Höhe erreicht war, sank der Riesenvogel im Gleitflug mit Kurs auf die deutschen Linien.

„Er schafft's nicht mehr!“ rief der Kommandant, und biß sich nervös auf die Lippen.

„Wir müssen die Meldung haben, meine Herren. Wer von Ihnen will versuchen, im Auto den Landungsort zu erreichen? Es hat größte Eile!“

Hauptmann Leutmeyer trat vor.

„Wenn ich bitten darf, Herr Kommandant. Ich bin Herrenfahrer!“

„Glück auf, Kamerad!“

Wenige Minuten später fauchte ein hundertpferdiger Motorwagen die Landstraße hinaus, der feindlichen Linie entgegen.

Hauptmann Leutmeyer saß wie aus Erz gegossen über das Steuerrad gebeugt und starrt vor sich auf die Landstraße, die wie ein graues Band unter dem Wagen habinschwindet. Von Zeit zu Zeit blickt er stüchtig auf, wo das Flugzeug in der blauen Kuppel des Firmamentes hängt, aber schon bedeutend tiefer.

Im Fond des Wagens knien drei Infanteristen, das Gewehr entschärfert und schußbereit. Ueber den Rand des Wagens schauen nur die grauüberzogenen Helmspitzen. Die Lederleiste, die rings-

herum die Karosserie vollstert, dient als Auflage für den Lauf der Gewehre.

Zwischen deren schlanken Säulen streckt ein Maschinengewehr seinen geschwollenen Kropf hervor, bereit, seinen Kugelhagel zu sprengen.

So geht's in rasendem Tempo dahin.

Es ist höchste Zeit. Der Kamerad da oben auf seinem lahmgeschossenen Vogel sinkt jetzt schneller und droht hinter jenem Gehölz niederzugehen.

Aber er hat jedenfalls das reitende Fahrzeug, das unter ihm die Straße dahinkriecht, erpäht. Er ändert seinen Kurs ein wenig ab und hält sich direkt über der Chaussee.

Der Feind hat ihn gleichfalls nicht aus den Augen gelassen. Eine Kavallade Lanzenreiter sprengt daher, um die vermutliche Landungsstelle noch eher zu erreichen und den Piloten sofort gefangen zu nehmen.

Im der Straßenbiegung werden sie des daherbrausenden Fahrzeuges gewahr.

Hauptmann Leutmeyer hat sie schon erpäht. Er wendet sich während der Fahrt halb nach hinten und schreit seinen Leuten durch das Losen des Motors zu:

„Salve geben, wenn wir ran sind!“

Sofort nehmen die Soldaten ihre Positionen ein. Kurz vor der Biegung läßt Hauptmann Leutmeyer seine Maschine langsamer laufen.

Wie es scheint, wollen ihm die Feinde den Weg versperren. Jetzt sind sie ran.

„Feuer!“ schreit er.

Ein paar Schüsse krachen. Er sieht, wie einer vom Pferde stürzt und das Tier quer vor ihm die Straße überschnelbet. Er stellt den Motor auf Höchstgeschwindigkeit.

Der Wagen schiebt aufs neue dahin. Die Reiter stieben verblüfft zur Seite, und mit einem höhnischen Auflachen jagt Hauptmann Leutmeyer mit seinen Tapferen hindurch.

Ein wahres Pelotonfeuer knattert hinter ihnen her. Zwischen das Rascheln und Rauchen des Motors pfeifen Kugeln dicht an seinen Ohren vorbei ihr hämisch: „Sst! Sst!“ Das Maschinengewehr medert als Antwort seinen Spitzhagel in die feindliche Patrouille hinein. Er kann den Erfolg zwar nicht beobachten, aber das „Hurra!“ seiner Leute genügt ihm.

Fast im selben Augenblicke sieht er auch den Piloten mit seiner Maschine schwer zur Erde sinken. Nicht weit von ihm, im Sturzader rechts der Landstraße ist er niedergegangen, aus dem Sipe gesprungen und eilt schon auf den Wagen zu, der ihm im letzten Augenblicke Rettung aus der Gefangenschaft bringt und mit ihm sein Fliegergebnis ins deutsche Quartier zurücktragen wird.

„Glückwunsch, Kamerad!“

Ein Händedruck.

Der Pilot ist unverlezt. Er springt in den Wagen. Es ist nicht viel Zeit zu verlieren, denn schon stürmt die feindliche Patrouille in vollem Galopp heran, und eine Infanteriekolonnie, die an der Lisiere in Deckung wartet, gibt lustig Salvenfeuer gegen die Torkühnen, die es wagen, die Beute so offen und dreist aus ihrer Mitte zu rauben.

Mit geschicktem Kurvenmanöver lenkt Hauptmann Leutmeyer trotz der schmalen Straße.

Nun geht die Todesfahrt die Straße zurück.

Mit höchster Kraft arbeitet der Motor, mit wahnsinniger Hast speit auch das Maschinengewehr die peisenden Projektile streuend nach rechts und nach links.

Die Pferde der Patrouille gehorchen angesichts des heranstürmenden Ungeheuers, dessen brüllende Munde aufbegehrend Platz fordern, den Reitern nicht mehr. Instinktmäßig sprengen sie im letzten Augenblicke zur Seite, und durch die Lücke saust das Gefährt, dem sicheren Vort zueilend, wo die Reiter und der Gerettete mit großer Freude und herzlichen Glückwünschen begrüßt werden.

## Pariser Hausfrauendöte.

Wie sehr gerade das tägliche Leben in der französischen Hauptstadt unter den Folgen des Krieges leidet, läßt eine Schilderung erkennen, die eine in Paris lebende Dame in den „Daily News“ veröffentlicht: „Es ist natürlich, daß die Engländer nicht in demselben Maße unter den veränderten Umständen leiden wie die Franzosen. In London sah ich Männer in jedem Alter, wie gewöhnlich, schlendernd oder eilig durch die Stadt gehen, und das Fehlen von ein oder zwei Millionen Männern machte sich in dem Londoner Straßengerübel kaum bemerkbar. In Paris dagegen habe ich in den letzten neun Monaten keinen kräftigen Mann in den verhältnismäßig leeren Straßen entdecken können. Ebenso habe ich in den französischen Provinzstädten nur sehr alte Männer oder ganz junge Burschen erblickt. In ganz Frankreich sind die Preise für die Nahrungsmittel bedeutend gestiegen, Fleisch kostet in Paris das Doppelte. Das liegt nicht daran, daß kein Vieh vorhanden ist, sondern daran, daß die Schlächter im Kriege sind. Die französischen Frauen haben die Männer in allen Erwerbszweigen zu ersetzen gesucht. Gleich zu Beginn des Krieges haben sie sich den landwirtschaftlichen Arbeiten gewidmet, aber den Beruf eines Schlächters können sie nicht ausüben, weil sie kein Vieh töten können. Ebenso schimmert es mit 11 m ü g e n. Vor einigen Wo-

müßte ich einen Umzug machen, ich wollte einen Teil meiner Möbel nach meinem kleinen Landhüs bei Paris bringen. Ich mußte aber zu zehn Speiditeuren gehen, bevor ich einen fand, der den Umzug übernehmen wollte. Alle erzählten sie mir, daß sie zu wenig Leute hätten und nicht imstande wären, die leichtesten Möbel wegzuschaffen zu lassen, der Transport eines Mapiers gehört überhaupt zu den Unmöglichkeiten. Und diese Armen waren nur noch tätig, weil sich die Frauen der Leitung des Geschäfts angenommen hatten; sie verließen, einige Hilfskräfte unter den Leuten auszubringen, die an Feiertagen auf Urlaub nach Hause kommen oder in ihre Familien zurückgeschickt worden waren, um sich zu erholen. Zimmerleute und Maler konnte ich nur von Zeit zu Zeit erlangen. Der Elektriker und der Tischler kamen einmal einen Tag oder zwei und gingen dann in ihre Schützengräben zurück. Einen Monteur konnte ich überhaupt nicht auffinden, bis ich endlich einen Italiener entdeckte, der meinen Brunnen auszubessern und meine Gasröhren gründlich nachzusehen imstande war. Auch trieb ich einen Dachbeder auf und zwar einen Spanier, der gerade unbefähigt in Paris umherlief. Tapeten oder Leinwand mit denen Frankreich so reichlich versehen ist, waren nicht zu haben. Zwei Fenster, die während des Umzuges in dem Landhäuschen zerbrochen wurden, konnten nicht ausgebessert werden, weil Glas in Nordfrankreich oder Belgien fabriziert wird und die Deutschen in unsern Fabriken jetzt für sich arbeiten. Als der Glaser die Scheiben, die wahrscheinlich aus Amerika über England zu uns gelangen, endlich einsetzte, erzählte er mir, daß die Gärten dieses Jahr auch ruiniert wären, weil sie für ihre Treibhäuser — es sei denn für einen unerschwinglichen Preis — kein Glas erhielten, um die Erdbeeren und Melonen zu schützen. Nebenbei will ich erwähnen, daß ich für jede kleine Fensterscheibe 6 Franks bezahlen mußte. Natürlich kommen jetzt auch alles Porzellan, die Spiegel oder Haushaltungsgegenstände aus England. Da die Provinzen, in denen Zucker gewonnen wird, beiezt sind, so bezahlen wir 1/2 Franks für das Kilo, und die französischen Hausfrauen werden trotz der reichlichen Obsternie nicht imstande sein, sich für den Winter mit eingelegten Früchten zu versehen. Ebenso ist es mit den Fischen. Der Preis ist gleichfalls durch die veränderten Lebensbedingungen sehr beeinflusst. Wenn auch die Frauen die Männer in den leichtesten Formen des Fischfangs vertreten können, so ist es doch nicht möglich, schwerere Fische zu fangen. Ueberdies werden durch die Eisenbahnen, die für Kriegsmaterial in Anspruch genommen sind, nur die notwendigsten Lebensmittel transportiert, so daß Fische, wenn man sie überhaupt bekommen kann, nicht in gutem Zustand nach Paris gelangen und ihr Preis außerordentlich hoch ist. Eine Steinbutte, die in London zwei oder drei Schilling kostet, wird in Paris heute mit ebensoviel Pfund bezahlt.

Ein durch die neuen Verhältnisse in Paris entstandener Berufsweig ist die Trodenreinigung. Die Frauen nehmen diese Reinigungsanstalten viel in Anspruch. Sie schicken ihre Kleider und Blusen immer wieder dorthin und bekommen sie sauber und frisch zurück. Die Preise für diese Reinigung sind jedoch fast unerschwinglich. Kohlen sind auch kaum zu bezahlen. Für den Saft besserer Kohlen zahlt man 5 Franks und 5,5 Franks. 20 Zentner würden demnach etwa 80 M. kosten. Ebenso hat der Krieg sehr auf die Mode gewirkt. Eine englische Dame in London fragte mich, ob es wahr wäre, daß in Paris kurze, sieben Ellen weite Röcke getragen würden. Ich antwortete ihr, daß diese, falls die Schneiderinnen sie arbeiteten, kaum von französischen Frauen getragen werden würden. Tatsächlich sind die neuen Moden nicht auf das Auffallende gestellt, sondern passen sich mehr dem Ernst der Zeit an. Die tonangebende elegante Frauenwelt hat ihre Autos für Kriegszwecke hergegeben und aus ökonomischen und Wohltätigkeitsgründen ist der Omnibus — das einzige Verkehrsmittel für Paris. So ergab es sich, daß die Pumpschöde unpraktisch sind, und die Damen tragen jetzt weite, kurze Kleider. Die Einfachheit des Besatzes hat denselben Grund wie der Schnitt selbst. Vielleicht übt der Geldmangel, der sich gleich zu Beginn des Krieges fühlbar machte, Einfluß aus. Als die Arbeit aufhörte, mußte auch der Lohn aufhören. Aber heute gibt es Hunderte von reichen Leuten, die große Vermögen auf der Bank haben, und die doch Hungers sterben müssen, wenn der Krieg länger dauert; denn es werden keinerlei Dividenden in Handels- oder Industrieunternehmungen gezahlt, und sie können vor dem Ende des Krieges nicht gezahlt werden; man kann aber auch keine Darlehen darauf bekommen und sie nirgends verkaufen."

### Die große Spitzenmode.

Die Wiederkehr einer großen Spitzenmode wird aus Wien gemeldet. Die unausdrückliche Vornehmheit der Spitze, die in dieser Hinsicht als Schmuck des Frauenkleides allen anderen Stoffen und Zutaten überlegen ist, paßt zum Ernste der Zeit, in der wir leben; dazu kommt, daß die Begünstigung der Spitze zugleich die Förderung einer Hausindustrie bedeutet, die natürlich gerade jetzt mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Wie ein Bericht in dem Fachblatt der „Konfektionär“ hervorhebt, feiert das Spitzenkleid einen völligen Triumph. Man bringt zahlreiche Spitzenkleider mit Stufenröden und reich gebauchten Bolants, die überaus anmutig wirken. Eine besondere Neuheit bildet das mit weißer Seide und

seinem Silberfaden überstufte Spitzenkleid; die glänzende Stickerei hebt sich wirkungsvoll von dem stumpfen Weiß des Grundes ab. Für Wäschkleider ist ja die Spitze schon seit Jahren als unergleichlich schönster Schmuck anerkannt; diese Art von Kleidern sind aber weniger reich und gepußt als in den Vorjahren, wirken aber um so jugendlicher und sommerlicher. Für Wäsche („Singerie“) Kleider bildet Spitzenmode den bevorzugten Aufputz, die übrigens auch sehr viel zu dunklen Seidenkleidern getragen, sowie zu Blusen verarbeitet wird. Die Spitzenbluse paßt besonders gut für jene bunten Knöpfe, Halsbänder und Ketten aus Halbedelsteinen, die jetzt so beliebt sind. Schnüre aus Rosenquarz, gemaltem Porzellan oder Kristall, die wie helle Kerzen in der Sonne leuchten, bilden gewöhnlich den einzigen Aufputz dieser in sehr einfachem Schnitt gearbeiteten Modelle, die manchmal noch mit einem ärmellosen Jäckchen oder einem Bolero aus dem Modstoffe zu einem ganzen Kleide (einer „Toilette“) vervollständigt werden. Für reine Wäsche ist ja die Spitze schon von jeher der bevorzugte Schmuck gewesen. Die Mode der durchsichtigen Bluse und der weiten, absteigenden Kleiderröcke hat nun zwei neue Wäschebluse gebracht, die nach der Spitze sozusagen geradezu ruhen: das ist das von der Bluse gleichsam nur verschleierte Niederleibchen, das ganz aus spinnwebfeiner Spitze gearbeitet wird, und dann der Unterrock mit dünnem Spitzengirsel, der ja aus älteren Moden noch sehr wohl bekannt ist, aber seit Jahren, in der Zeit der Herrschaft der engen Röcke aus der Mode verbannt war. Schließlich hat sich die Spitze auch der Hüte und der Sonnenschirme bemächtigt. Eine typische Erscheinung dieses Sommers sind die lose gebundenen, wallenden Spitzenschleier, und die leichten Sonnenschirme werden entweder ganz aus Spitzen hergestellt oder mit einer verschwendischen Fülle von Spitzen verziert. Und die jetzt so beliebten Kragen sind ja doch nie so fleißig und ziellich, als wenn sie aus dünnem Spitze hergestellt sind.

### Büchertisch.

— Die Nationalen Frauenblätter, deren reichhaltiges 6. Heft soeben im Verlag von Knorr & Dirth in München erschienen ist, enthalten nur Beiträge Deutscher Frauen und erscheinen jeweils am Anfang eines jeden Monats. Der Reinertrag wird dem Wohlfahrts-Ausschuß der Stadt München überwiesen und beruflich tätigen Frauen zugeführt, welche durch den Krieg in Not geraten sind. Das vorliegende Heft wird eingeleitet durch ein herzlich empfundenes und geistvolles Gedicht von Holbe Kurz: „Vertrauen“.

— Darstellungen und Ansichten für die deutsche Kunst nach dem Kriege. Zu diesem Thema, welches uns allen am Herzen liegen muß, nimmt nun auch der Generaldirektor der K. Museen in Berlin, Geheimrat Wilhelm von Bode, in den Münchener Monatsheften „Die Kunst“ (Verlag Bruckmann) Stellung, nachdem die Frage in dieser Zeitschrift schon von verschiedenen anderen Seiten beleuchtet worden ist. Eine Stimme, wie die Wilhelm v. Bode's, muß unter allen Umständen gehört werden, und seine Neußerungen werden daher in breiten Kreisen größtem Interesse begegnen. — Aus dem Inhalt des Heftes möchten wir noch einige der überaus schön illustrierten Aufsätze erwähnen, so über den verstorbenen Dresdener Maler Gotthardt Rühl, von dem hauptsächlich Arbeiten aus den letzten Schaffensperioden gezeigt werden; dann den Aufsatz über die diesjährige Ausstellung der K. Akademie der Künste in Berlin, aus der die hervorragendsten Werke in musterhaften Abbildungen gezeigt werden. Und schließlich einen Aufsatz über künstlerische Medaillen und Medaletten, die anlässlich des Krieges entstanden sind; es ist dies der zweite Aufsatz über dieses Thema, den die „Kunst“ bringt, und dies beweist, wie gut es unsere deutschen Künstler verstanden haben, auf dem Gebiete der Medaille den Zeitläuften Rechnung zu tragen. Was hier geschaffen worden ist, sind in der Tat Erinnerungszeichen von höchst künstlerischem Wert, denen man eine recht große Verbreitung wünschen möchte. Als Schlußaufsatz finden wir in dem Heft eine sehr umfangreiche illustrierte Veröffentlichung über das von Architekt Paul Behrens erbaute neue Verwaltungsgebäude der Versicherungs-Gesellschaft Nordstern in Berlin-Schöneberg. Wir lernen da einen Bau kennen, bei welchem sich künstlerische Gediegenheit und Gründlichkeit bis ins kleinste mit einer glänzenden Lösung der praktischen Bedürfnisse verbindet, deren Berücksichtigung bei einem derartigen Geschäftsbau ausschlaggebend sein muß. Der Bau darf nach dieser Richtung hin in der Tat als ein Musterbeispiel deutscher Baukunst bezeichnet werden.

### Logogriff.

„Et, wie prächtig das schmeckt!“ so sprichst du, mehr noch verlangend. Leendet sich W dann in R, mußt du dich stärken alsbald.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Sitzbrettzittels in voriger Nummer:  
 Hebriden — Antigone — Naris — Silber — Amelso —  
 Nachthemd;  
 Hans Andersen.